

Die Wiederkehr des Gleichen – oder: Die Literatur entlässt ihre Kinder

# Schreiben im Herzen Europas

Wolf Scheller

Eigentlich war die Gelegenheit günstig. Damals, im deutschen Wendejahr 1989. Wir schreiben den vierten November: Bei den tausenden auf dem Alexanderplatz zu Berlin brandet Beifall auf. Der alte Mann auf der Rednertribüne ähnelt dem blinden Teresias – und er ist sichtlich gerührt, als er in die winterkalte Luft ruft: „Es ist, als habe einer die Fenster aufgestoßen nach all den Jahren [...] von Dumpfheit und Mief, von Phrasengewäsch und bürokratischer Willkür, von amtlicher Blindheit und Taubheit.“ Der Schriftsteller als Volkstribun auf der Rostra der Politik. Stefan Heym, der greise Nestor der einstigen DDR-Literatur, meldet sich in der Stunde des Aufbruchs, des Visionären zu Wort. Nach ihm sprechen Christa Wolf, Heiner Müller, Christoph Hein und Volker Braun. Als Unbefleckte, von keinerlei Makel entehrt, erscheinen sie den Demonstranten auf dem Alex als Kündler einer neuen Zeit. Von hier und heute schien etwas Neues auszugehen, das durch jene zuerst vertreten wird, denen man die Kraft des Wortes und moralische Glaubwürdigkeit am ehesten zumisst. Was für eine Chance. Die Schriftsteller als Repräsentanten und Stimme des Volkes.

Schließlich, so argumentiert etwa Walter Jens, gehört die Verteidigung der Moral zu den vornehmen Aufgaben der Schriftsteller. Doch von alledem war in den folgenden

Jahren nicht viel zu spüren. In der deutschsprachigen Literatur, im Herzen Europas also, bewegen sich die Autoren keineswegs in den Sphären frommer Huldigung. Die fortschreitende Säkularisierung und auch Banalisierung des kulturellen Umraums hat die Schriftsteller als einstiges Personal der Heilsgeschichte eher überflüssig gemacht, zumindest aber hart an den Rand gedrängt. Die Rolle des Repräsentanten – oder gar des moralischen Gewissens – können und wollen sie nicht spielen. Sie ist in der deutschsprachigen Literatur übrigens nur ganz selten zur Aufführung gelangt. Gerhart Hauptmann und Thomas Mann waren wohl die Letzten, die sich in dieser Funktion einrichten konnten, ohne freilich irgendein öffentliches Amt anzustreben. Aber heute? Weder in Deutschland noch in der Schweiz oder in Österreich hat es nach dem Zweiten Weltkrieg Fälle von ähnlicher Parallelität gegeben. Wäre vielleicht ein Thomas Bernhard in Amt und Würden am Wiener Ballhausplatz vorstellbar gewesen, ein Max Frisch oder ein Dürrenmatt im Berner Regierungamt – oder ein Heinrich Böll als Minister in Bonn? Das wäre wohl nur zum Trauerspiel vor Flusslandschaft geraten.

Dennoch hatte die Stimme dieser Schriftsteller Gewicht, und vielengilt ihr Wort noch heute als Ausdruck intellektueller Redlichkeit und moralischer Gewissenhaftigkeit.

Diese Tradition, auch in der Teilhabe an der politischen Debatte, setzen in Deutschland vorrangig Autoren wie Günter Grass und Martin Walser fort. Grass begreift sich als ein engagierter Citoyen, als Verfassungspatriot. Walser hingegen hat dem Geist der Utopie abgeschworen und entdeckte im Dunstkreis der heraufdämmernden Wende Deutschland und die deutsche Nation für sich. Hatte sich der einstige DKP-Sympathisant damit als ein heimlicher Deutschnationaler entlarvt, wie manche seiner ehemaligen Gefährten wähten? Oder sprach da nicht ehreiner, der zur Unabhängigkeit seines Urteilsvermögens zurückgekehrt war, ein Schriftsteller und Intellektueller, der sich mit der ihm eigenen Gabe des Nachdenkens in die politische Debatte der Gegenwart einzumischen versuchte?

In der Schweiz ist die Situation anders. Zwar sind die Zeiten von Frisch und Dürrenmatt vorbei. Aber Autoren wie Adolf Muschg und Kurt Marti haben – bei allem Ärger über die unheilige Allianz von Politik, Armee und großem Geld – ihren deutschen „Kollegen“ etwas Wesentliches voraus, nämlich das Gefühl: Das ist unser Land. In der gegenwärtigen Literatur der Bundesrepublik findet man diese Identifikation noch seltener als vor der Wende.

---

### „Literarisches Schimpfband“

---

Doch nirgendwo im deutschsprachigen Raum werden unliebsame Autoren so angefeindet und geschmäht, wie dies in Österreich seit den Anfängen der Haider-Bewegung an der Tagesordnung ist. Keine Frage: Im Zentrum dieser wütenden Attacken steht Elfriede Jelinek mit einem Werk, das der Sehnsucht nach einer neuen Einfachheit und Leichtigkeit des Schreibens entschieden widerspricht. Ihre Theaterstücke, mehr

noch ihre Romane, zeigen sie nicht als eine Pappsäulenheilige der Literatur, sondern als eine zutiefst österreichische Autorin, die ihre Hassliebe zu ihrem Land ständig pflegt und runderneuert. Dieser Hass auf alles, was man gemeinhin mit Austria verbindet, ist gewissermaßen der Steinbruch, aus dem sie räubert, und zudem die wesentliche Kondition für das Schreiben vieler österreichischer Autoren – von Bernhard zu Peter Handke, von Peter Turrini zu Gerhard Roth. Was diese Autoren eint, ist nicht nur die Angst, auf Dauer irgendwann dann doch von ihren Landsleuten eingemeindet zu werden, sondern der tief sitzende Ekel gegenüber dem literarischen „Schimpfband Österreich“.

Eine gewisse Ausnahme bilden so unterschiedliche Autoren wie Christoph Ransmayr oder der mit dem Büchner-Preis geehrte Hans Carl Artmann. Ransmayr hatsich nach Irland zurückgezogen, H. C. Artmann ist zu alt und zu krank, um sich noch mit Elan an dieser Auseinandersetzung zu beteiligen.

---

### Abgekoppelte Ästhetik?

---

Freilich: Die Zeiten, in denen Fragen der literarischen Ästhetik noch als brisant und hoch politisch verstanden wurden, sind vorerst passé. Stattdessen wird beides sogleich voneinander getrennt. Der Treuhand-Roman *Ein weites Feld* von Günter Grass wurde erst gar nicht unter ästhetischen Gesichtspunkten kritisiert. Anstößig war allein die These des Autors, dass die Wiedervereinigung Deutschlands zu schnell und unter Missachtung verfassungsrechtlicher Bedenken erfolgt sei. Grass erging es hier wie mit seiner *Rätin*: Das literarische Element, die eigentliche Leistung des Schriftstellers, zählte nicht. Er stand querköpfig mit seiner

Kritik im Wege, also durfte er verrissen werden. Der Kritiker als Reißwolf. Auch das gab es.

Ähnlich gelagert, wenn auch längst nicht so spektakulär, die Kritik an Walsers Roman aus dem Dschungel der hessischen Ministerialbürokratie *Finks Krieg*. „Dumpfdeutsche Fieberfantasien“ wurden da ausgemacht. Kaum einer ging auf die erzählerische Konstruktion ein, auf Walsers Kompositionstechnik. In Deutschland werden Bücher solcher Autoren zunächst einmal politisch „gemessen“. Da wirkt der Ruf nach dem „Wenderoman“, die Aufforderung an die deutschsprachigen Autoren, nun endlich wieder Geschichten zu erzählen, die Leser mit guten Storys aus dem bunten Leben zu unterhalten, eher komisch.

---

### Geisteskämpfe als Show-down

---

Aber das ist nicht ein Problem der Literatur, sondern eines des Feuilletons, dessen große Stunde spätestens mit den achtziger Jahren zu Ende ging, also mit dem Zeitalter Umberto Ecos und Richard von Weizsäckers. Seitdem macht sich eine gewisse intellektuelle Erschöpfung bemerkbar. Tauchen irgendwo am Horizont Ausläufer medienwirksamer Debatten auf, werden sogleich die üblichen Verdächtigen unter den Schriftstellern zur Aktualität befragt – und die reagieren zumeist mit Pawlowschem Reflex. So geraten die Geisteskämpfe zum rituellen Show-down der Vorleser und Vorkritiker, von deren Clownerie und Klamaukgehebe auch die Einschaltquote des „Literarischen Quartetts“ profitiert.

Dennoch ist die Literatur damit keineswegs abgeschafft. Aber ihr politischer Gestus ist in den Hintergrund getreten, eine Entwicklung, die sich unisono in der deutschsprachigen Literatur seit Ende der achtziger

Jahre beobachten lässt. Also die Wiederkehr des Erzählens, mehr als zwei Jahrzehnte nach der „Exekution des Erzählers“ – so 1972 der Literaturtheoretiker Kurt Batt aus der DDR? Darauf mit Ja, also mit einer gewissen Eindeutigkeit, zu antworten fällt nicht leicht. Autoren der so genannten mittleren Generation – wie etwa Peter Handke oder Botho Strauß – haben ihre festkonturierten Gemeinden, denen sie als dichtende Hohepriester ihren Zauberspruch innerlichster Weltverzagtheit verabreichen. Um Anerkennungskämpfe brauchen sie sich längst nicht mehr zu kümmern, das überlassen sie jüngeren Autoren. Nur sind Handke und Strauß nicht repräsentativ für die Standards deutschsprachiger Literatur.

Nehmen wir zum Beispiel die Schweiz, ihren deutschsprachigen Teil. Fachleute wie Iso Camartin aus Zürich sagen: In der Schweiz gibt es besonders viele Schriftsteller. Und das ist strukturell bedingt. Es wird hier mehr geschrieben als in anderen Ländern. Im Ernst aber kann man die literarische Produktion der deutschsprachigen Schweiz der Größenordnung nach allenfalls mit der von Baden-Württemberg vergleichen, und da schneiden die Schweizer allerdings weitaus besser ab.

Woran aber liegt das? Haben die Schweizer ein ursprünglicheres Verhältnis zu literarischen Ausdrucksweisen, eine tiefere Sprachreflexion? Oder leiden sie vielleicht intensiver an ihrer Existenz und drängen daher heftiger zum literarischen Ausdruck? Und was – bitteschön – ist das spezifisch Schweizerische an dieser Literatur, an ihrer Themenwahl, an Stil und Motivik? Alles nur aus dem Geist des Zürcher Stadtschreibers Gottfried Keller? Peter von Matt immerhin hat gemeinsame Linien in Lebenslauf und Texten einer Reihe von Schweizer Autoren

ausgemacht. Er spricht von der „Zirkelexistenz“ der Schweizer Schriftsteller. Aber *die* Schweizer Literatur hat es nie gegeben. Immer dominierte im Alpenstaat der Plural der Literaturen, ganz zu schweigen von den Immigranten, deren Literatur inzwischen zum festen Bestand des Deutschschweizerischen gehört. Also Namen wie Dante Andrea Franzetti, Friederike Kretzen, Christina Viragh, Hanna Johansen oder Erica Pedretti. Vielleicht ist doch etwas dran – an der These von der „Zirkelexistenz“. Immerhin steht es um den Ruf der Schweiz nicht mehr so gut wie noch vor Jahren. Der Bankenstaat nähert sich da gefährlich Österreichs Aura. Von einer Nationalliteratur kann aber weder in dem einen noch in dem anderen Fall die Rede sein. Der gemeinsame Nenner ist die deutsche Sprache, mehr nicht.

„Wenn man dem Leser entgegenkommt, kommt man ihm nicht entgegen.“ Dieser schöne Aphorismus von Christoph Geiser bezeichnet im Ungefähren die Position der mittleren Generation unter den Schweizer Autoren. „Klangflut“, „Stauraum der Rede“ – man bewegt sich mit Lust an der Grenze des Sagbaren, das Ausrutschen auf dem Parkett ist relativ ungefährlich, das gute Erzählen zählt, nicht die Freude am Angriff und schon gar nicht der politische Diskurs. Adolf Muschg und Thomas Hürlimann mögen hier die berühmte Ausnahmeerscheinung verkörpern, repräsentativ sind sie damit aber keineswegs. Wiederkehr des Gleichen, als wäre nichts gewesen, heißt das: Die literarische Irreligiosität, der literarische Glaubenszweifel, das Unbehagen in der Literatur verdankt sich einer Verfallsgeschichte der Literatur selbst?

Es ist wahr: Die deutschsprachige Literatur hat in den fünfziger Jahren eine Blütezeit erlebt. Aber seit 1968, so das einhellige Diktum der meisten Kritiker, kommt diese Lite-

ratur nicht mehr heraus aus der Krise. Die kommt und geht, wie sie will oder wie die Zeitläufte es diktieren.

Mögen da andere Unvernünftiges treiben, in Österreich wird vieles, das Meiste jedenfalls, auf eigene Weise geregelt. Im Europa der fünfzehn ist Austria wieder näher an den großen Nachbarn Deutschland herangerückt. Doch allzu enge Nachbarschaft muss nicht demonstriert werden, auch wenn Hugo von Hofmannsthal in seiner berühmten Rede von 1927 an der Münchner Universität vom „geistigen Anhängen“ sprach. So genau darf man das heute nicht nehmen. Die Nazi-Periode hat auch diesen Zusammenhang zerstört. Geblieben ist auf beiden Seiten die Erfahrung: Die Österreicher sind eben doch anders. Das fängt bei den Intellektuellen an, deren Entwicklung nach dem Untergang des alten Habsburgerreiches eine überaus kreative Phase erlebte. Schnitzler und Musil, Broch und Roth, Doderer und Canetti. Oder in der Philosophie: Rudolf Carnap, Ludwig Wittgenstein, Moritz Schlick und die gesamte Wiener Schule. Nach 1945 indes stellte sich im Unterschied zu den zwanziger und dreißiger Jahren schon die Frage, ob mit der politischen Identität der Zweiten Republik auch eine eigenständige „österreichische Literatur“, eine eigene Intellektualität, entstanden war.

---

### Reservat des Politischen

---

Österreichs Literatur ist nirgendwo bekannter als in Deutschland. Michael Scharang hat dieser Umstand zu der treffenden Bemerkung veranlasst: „Der absurde Auftritt Österreichs als Vaterland der österreichischen Literatur prolongiert zwangsläufig das Mandat Deutschlands als deren Mutterland um weitere hundert Jahre...“ Dabei verfügt der Alpenstaat über ein beachtliches Reservoir

von Autoren, deren Bedeutung unstrittig ist: Neben Peter Handke und Thomas Bernhard ist vor allem Elfriede Jelinek zu nennen, die daheim wenigstens ebenso unbeliebt ist wie seinerzeit Bernhard, ihrem Land ihrerseits in innigem Hass zugetan. Josef Haslinger und Gerhard Roth, Robert Schindel, Ernst Herbeck und Milo Dor – die Liste namhafter Schriftsteller ließe sich mühelos fortsetzen. Man denke nur an einen Sprachjongleur wie Ernst Jandl, auch er ein Dichter, mehr ein dialektischer Zauberer, ein Silbenstecher, der die weichzeichnende Literatur früh verlassen hat: lichtung / manche meinen / lechts und rinks / kann man nicht / verwechseln. / werch ein illtum!

Weil sich Österreichs Schriftsteller weitaus heftiger an ihrer Heimat reiben als Schweizer und bundesdeutsche, hat das Politische sich in den Texten behaupten können. Das offenbar macht sie für den deutschen Nachbarn auch so interessant, auch wenn sich daraus wiederum auf österreichischer Seite gelegentlich so etwas wie eine koloniale Zwangsneurose ergibt. Vielleicht aber handelt es sich bei Austria um ein Land, das so unerkennbar ist wie das Antlitz seiner Lieblingskaiserin Sissi, die im Alter ihr Gesicht stets hinter einem Fächer verbarg. Den Österreichern gilt es etwa als typisch preußische Unverschämtheit zu behaupten, in Haider-Land stünden Zwerge heute auf den Schultern von Riesen – immerhin ein literarischer Hinweis. „Österreich, das einzige Nachbarland der Welt...“ Oder wie Bernhard gesagt hat: „In Wien ist es im März noch tiefer Winter. Ende Jänner sagen die Wiener schon: Es ist Frühling, aber noch Ende März ist es tiefer Winter.“

War Ingeborg Bachmann in den sechziger Jahren die lyrische Sprecherin einer ganzen Generation, so kann man diesen Platz heute nur Elfriede Jelinek zuweisen. Sie ist die be-

deutendste Dramatikerin deutscher Sprache. Ihr Werk spiegelt das Unbehagen an einer Gesellschaft, deren Protagonisten mit bubenhaftem Trotz alles abzulehnen scheinen, was irgendwie mit Literatur zu tun hat. Die gegenseitige Abneigung evoziert und verankert den Hass als Selbsthass und wird somit zum Spezifikum dieses Seitentriebs der deutschsprachigen Literatur.

---

### Magier und Wahrheitssucher

---

Politik oder Literatur? Das ist nicht die Alternative, der sich Autoren heute in der Schweiz, in Österreich und in Deutschland gegenübersehen. Martin Walser und Günter Grass – so verschieden beide auch sind –, in einem wichtigen Punkt stimmen sie überein: in der Ablehnung literarischer Kritik nach Maßgabe politischer Verhaltensweisen. Ein Buch ist ein Buch ist ein Buch. Oder – wie Botho Strauß formuliert hat: „Paradoxiert wäre gerade dies, auf dem Höhepunkt der Unerheblichkeit seiner Existenz, die Stunde des Dichters. Nichts könnte jetzt vorbildlicher wirken als die Begabung, mit seiner Zeit zu brechen und die Fesseln der totalen Gegenwart zu sprengen.“ Da klingt der Ton vornehm und dunkel zugleich: Der Dichter soll sich aus den Niederungen der totalen Entmythologisierung des Schreibens erneut erheben. Der Schriftsteller wiederum als Magier, der Dichter als Wahrheitssucher. Aber die Beschwörung solchen Außenseitertums bleibt die Sache weniger Auserwählter.

Die anderen – Martin Walser an der Spitze, aber auch Urs Jaeggi, F. C. Delius oder Eva Demski – schrieben viele ihrer Bücher aus sozialkritischer Menschenfreundlichkeit. Das war der *Mainstream* bis weit in die achtziger Jahre hinein, und noch ist nicht entschieden, ob das Erzählen sich wieder

durchsetzen kann. Walsers jüngster Roman weist jedenfalls in diese Richtung. Der „Roman als die Geschichtsschreibung des Alltags“ (Walser) ist zum Erzählprogramm deutscher Wirklichkeit geworden. Walser steht mithin in deutlichem Gegensatz zu Handke und Strauß, die Größe durch Absonderung, Wesentlichkeit durch Einsamkeit, Eigentlichkeit statt Zerstreuung als ihr Programm projektieren. Der Erzähler vom Bodensee bleibt der Gegenwart und ihrer Analyse verhaftet. Wo andere flinke und einfache Antworten parat haben, dort beginnt Walser erst mit komplexen und komplizierten Fragen. Früher als andere hat Walser eine kulturelle Einheit zwischen der Bundesrepublik und der DDR gedacht. Ein „Kulturschutzgebiet“ ist die DDR für Walser nie gewesen. Das hat ihn, den einstmaligen Linken, für viele in den Kreis der üblichen Verdächtigen gestellt. Seinem Schreiben hat das nicht geschadet – im Gegenteil. Wie sich überhaupt sagen lässt, dass in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur das Strittige häufig die Lebhaftigkeit befördert.

Über die Qualität der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur wird immer wieder von neuem gestritten. Allseits sei eine „globale Unfähigkeit zu erzählen“, eine grassierende „Talentschwäche“ zu beobachten, wie manche Kritiker behaupten. Daran mag einiges richtig sein, aber solche Massendiagnosen treffen nur das Ungefähre. Immerhin konstatieren nicht wenige auch eine Vielzahl empfehlenswerter Bücher. Eine literarische Tendenz zum Guten oder Schlechten lässt sich eindeutig jedenfalls nicht erkennen. Freilich: Werke von Weltrang lassen sich in dieser Gegenwartsliteratur auch nicht finden. Vergleiche mit der „guten alten Zeit“ helfen da nicht weiter. *Blechtrummel*, *Gantenbein*, *Physiker*, *Gruppenbild mit Dame* – dies sind Titel, die der Blütezeit der

deutschsprachigen Gegenwartsliteratur zugehörig sind. Stilprägende Nachfolger haben sie nicht bekommen.

Vor 27 Jahren hat Böll als erster deutscher Autor nach dem Krieg den Literaturnobelpreis bekommen. Nelly Sachs, Canetti und Hermann Hesse wären da in ähnlicher Proportion zu nennen, ihnen gemeinsam war aber „nur“ die Sprache, nicht die staatliche Zugehörigkeit. Günter Grass ist also jetzt der zweite Deutsche mit „Nobelpreisen“, und es gibt nicht wenige, die der Ansicht sind, er hätte diesen Preis schon viel früher bekommen müssen, etwa zu Beginn der sechziger Jahre, als der junge Mann aus Danzig mit dem gewaltigen Schnäuzer seinen Weltenerfolg vom Glas zertrommelnden Gnom Oskar Matzerath gelandet hatte. So viel ist richtig: Grass, der damals gerade auch dabei war, seine „Großfamilie“ aufzubauen, hätte das Geld gut gebrauchen können. Aber die Geschichte verlief auch in diesem Fall anders. Grass wurde zum *enfant terrible* der bundesdeutschen Literaturszene, avancierte zum personifizierten Feindbild im Adenauerstaat und entpuppte sich alsbald als sozialdemokratischer Schönredner, der fröhlich und unbeirrt sein „Ich rat euch, SPD zu wählen!“ in die Landschaft krächte. Ein paar Jahrzehnte später – der Blechtrummer war inzwischen zum weltberühmten Autor geworden, dem *Time* eine Titelseite widmete – kletterte sein Hahn vom Misthaufen herab. Grass trennte sich von seiner Partei, weil die Sozialdemokraten im Vorgriff auf eine große Koalition der Kohlschen Asylgesetzgebung zugestimmt hatten. Gleichwohl aber blieb Grass dem reformerischen Flügel der SPD bis heute verbunden. Der Dramatiker Heiner Müller meinte nach dem Zusammenbruch der DDR, eines der Ergebnisse ihrer Politik sei die Trennung der Künstler von der Bevölke-

nung durch Privilegien gewesen. Eine nennenswerte Mehrheit der deutschsprachigen Autoren hat mit der Politik, mit dem Staat, überhaupt nichts im Sinn. Die Gründe hierfür sind vielfältiger Natur. Die Fantasie an die Macht – das blieb auch in der Literatur die Parole weit über das Revoltejahr 68 hinaus. Andere, die vom Zusammenbruch des kommunistischen Systems in Europa überrascht wurden, sahen sich am Ende auch der eigenen Hoffnungen angelangt. Ihre Fähigkeit als vermeintliche Seher und Vorausdenker schien durch die Ereignisse diskreditiert. Am heftigsten artikulierte Grass den inneren Zwiespalt. Er malte nicht nur das Schreckgespenst eines neuen „Großdeutschlands“ an die Wand. Es war das System insgesamt, gegen das er anredete, das kapitalistische westliche System, das ihm zuwider war und verdächtig erschien. Enttäuschung auch hier. Die Stimme von Günter Grass, dem einzigen lebenden deutschsprachigen Autor von Weltgeltung, ist in ihrer Einsamkeit unüberhörbar. Sie ist lauter als seinerzeit die von Heinrich Böll, der den eher leisen moralischen Oberton pflegte. Der *Homo politicus* Grass – das ist jener Teil seiner Persönlichkeit, der immer wieder den anderen Teil – den Schriftsteller – in den Abgrund zu ziehen droht. Viele seiner Kritiker stellen sich auf den Standpunkt, dass ein Künstler mit einem solch ausgeprägten politischen Engagement kein guter Schriftsteller sein könne. Und Grass selbst – er nahm es durch all die Jahre übel und verzieh es den Feuilletonen, wenn seine Bücher niedergemacht wurden. Aber an Produktivität hat es bei ihm nie gemangelt. Erst diese Einheit aber – der politisch und gesellschaftlich sich einmischende Intellektuelle einerseits und der Schriftsteller/Künstler auf der anderen Seite –, erst diese außergewöhnliche und

im deutschsprachigen Raum ebenso ungewöhnliche Doppelnatur hat Grass zu dem gemacht, was er ist: ein Aufklärer und linksliberaler Widerspruchsgeist, unbequem, störrisch oft und längst nicht immer auf der Höhe des wünschenswerten Informationsstandes, verquer mitunter, aber aufrichtig und geradlinig, dem Einspruch verpflichtet, einer, der sich nicht zurück- oder heraushalten will – und es auch nicht kann.

Auch Böll war – wie übrigens Max Frisch – ein durchaus parteiischer Intellektueller. Natürlich fuhr ein Siegfried Lenz mit dem Kanzler Brandt nach Warschau, und natürlich reiste Helmut Schmidt in der Begleitung von Max Frisch nach China. Das aber waren die siebziger Jahre. Wer in der Literatur auf sich hielt, äußerte sich gefragt oder ungefragt zu den verschiedensten Themen der aktuellen Tagespolitik. Und die Medien spielten hoch erfreut mit, ständig auf der Suche nach skandalträchtigen Formulierungen: hier Enzensberger, dort Peter Härtling oder Adolf Muschg, hier Martin Walser, dort Erich Fried.

---

### Konsequenzen der Politisierung

---

Der rebellische Geist von 68 hatte also bis in die Stuben der Dichter und Denker geweht. Jetzt wurde Politik gemacht oder doch zumindest politisiert. Man trug links, fühlte sich am richtigen Platz, in der richtigen politischen Ecke. In den diversen Konventikeln von Schriftstellerverbänden und PEN-Klubs wurde nach dem Vorbild von Parteikadern debattiert. Und diejenigen, die an den Sieg des Sozialismus glaubten, ließen sich im Westen von niemandem übertreffen. Zweifler verstummten oder wurden als irregeleitete Ungläubige denunziert. Wer nicht auf dem Boden der jeweils aktuellen

Protestresolution stand, hatte kaum Aussichten, sich Gehör zu verschaffen. Die Literatur, das Theater, die Kunst, die Philosophie – alles war damals Politik. Doch der Geist, erst einmal aus der Flasche gefahren, wollte sich nicht mehr unter den Korken zwingen lassen. Das konnte nur zu Enttäuschungen führen. Seit diesen Jahren spätestens gilt moralisches Engagement als problematisch, wenn es sich mit der Literatur, mit Fragen der Ästhetik verbindet. Als Präzeptor hat der Schriftsteller in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur jedenfalls ausgedient. Dennoch kann auf den sich einmischenden Autor nicht verzichtet werden. Das hat auch der Streit um die Walserbubis-Debatte gezeigt. Und es gibt weitere bedeutende Ausnahmen neben Günter Grass, der als streitender Intellektueller wie als Schriftsteller längst zum Monument erstarrt ist. Man denke nur an Peter Handke, der auf dem Höhepunkt des Kosovo-Krieges seine *Niemandsbucht* verließ und nach mehreren Ausflügen an die Drina die serbischen Schlächter gegen den Rest der Welt verteidigte. Publikumsbeschimpfung auch hier.

Die seit dem neunzehnten Jahrhundert beklagte Wesensfremdheit von „Geist und Macht“ hat ein Autor wie Friedrich Dürrenmatt auf die Frage zugespitzt: Wie verhält sich das Denken zur Politik? Seine Antwort: Das politische Denken kann sich den ein-

zelnen Menschen überhaupt nicht vorstellen, sondern nur die Menschheit. Dagegen denkt die Kunst, die Literatur nur das Individuum. Indes: Seit längerem wird da von der freudlosen Lebensschwäche der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur geredet. Das hat sich debattenweise seit Ende der achtziger Jahre noch verstärkt, und häufig genug gewinnt man den Eindruck, dass diese Literatur immer noch mehr Format hat als ihre Kritiker oder Interpreten. Nach den „politischen“ siebziger Jahren folgt jetzt der Ruf nach literarischen Neuprodukten mit frischem Glanz – Arnold Stadler etwa –, weg von der vermeintlich hochgestochenen Langweilerliteratur der achtziger und neunziger Jahre.

Fest steht bei allem: Von einer besonderen Strahlkraft oder Sogwirkung der deutschen Gegenwartsliteratur kann nicht die Rede sein. Ob das an ihrem „Einschüchterungsgestus“ liegt, wie vor allem im angelsächsischen Raum gerne behauptet wird, bleibt offen. Nach vielerlei Irrungen und Wirrungen lässt sich Einheitlichkeit als Willensrichtung der literarischen Formatierung nicht ausmachen. Weder gibt es die deutsche Nationalliteratur noch Tendenzen in diese Richtung. Vielfalt, Heterogenität, Buntheit und Experimentierfreude – das sind die augenfälligen Merkmale möglicher Gemeinsamkeit im Spektrum dieser Literatur im Herzen Europas.

### Wesen der Bildung

„Bildung ist eine Befähigung, das eigene Leben sinnerfüllt zu gestalten.“

(Hubert Markl, Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, am 13. September 2000 in *Die Welt*)